Weihnachten

Markt und Straßen stehn verlassen,
Still erleuchtet jedes Haus,
Sinnend geh' ich durch die Gassen,
Alles sieht so festlich aus.

An den Fenstern haben Frauen
Buntes Spielzeug fromm geschmückt,
Tausend Kindlein stehn und schauen,
Sind so wundervoll beglückt.

Und ich wand're aus den Mauern
Bis hinaus ins freie Feld,
Hehres Glänzen, heil'ges Schauern!
Wie so weit und still die Welt!

Sterne hoch die Kreise schlingen,
Aus des Schnees Einsamkeit
Steigt's wie wunderbares Singen,
O du gnadenreiche Zeit.

Eichendorff.

Gefahr im Verzuge.

Eine Weihnachtsgeschichte.

Rose-Marie Felsing ging sehr sorgenvoll die Hauptstraße ihrer kleinen neumärkischen Vaterstadt entlang. Es war am Heiligabend nachmittags um 6 Uhr.

Rose-Marie — neunzehnjährig, schlank, wunderschön und über ihr Alter hinaus ernst und verständig — war die einzige Tochter des Spielwarenhändlers Felsing in der Wollstraße. Bis vor zwei Jahren hatte sie sich mit Recht als ein Schoßkind des Glückes betrachtet. Das väterliche Geschäft hatte geblüht, und daheim war alles voll Sonne gewesen, nicht zum wenigsten durch sie selbst.

Dann hatte am Markt ein Stadtfremder, Hermann Arendt, ein Konkurrenzgeschäft begründet. Er war von Anfang an wie ein Todfeind Felsings aufgetreten und hatte es mit geschickter Behandlung der Käufer, glänzender Ausstattung, hämischer Nachrede und jedem erlaubten und unerlaubten Mittel verstanden, den Nebenbuhler in kurzer Zeit völlig aus dem Sattel zu heben. Bald war es so weit gekommen, daß ganze Wochen lang niemand den Felsingschen Laden betrat und daß in der Wohnung dahinter das Lachen verstummte.

Ein Jahr lang hatte sich Felsing tapfer gewehrt; er hatte mit großen Kosten seinen Laden vergrößert, sein Lager vermehrt und modernisiert. Aber als das nichts nutzte, da hatte er den Mut verloren. Und seine Frau auch; denn ihre Verwandten, die reichen Buchdruckereibesitzer, hatten sich vorsichtig zurückgezogen, sie hatten ihr gutes Geld nicht an ein ruiniertes Unternehmen wagen wollen.

Rose-Marie allein hatte den Kopf oben behalten. Sie hatte sich erboten, im Geschäft zu helfen, sie hatte selbst die Schaufenster dekorieren wollen. Die Eltern aber, befangen in hergebrachten Anschauungen, hatten entsetzt abgewinkt: Das ginge

Auf einmal stand sie am Bahnhof.

nicht, das schicke sich nicht, das seien so Ideen à la Onkel Rudolf — man müsse das Dekorum wahren; niemand dürfe wissen, wie die Sachen ständen — und dabei wußte es doch die ganze Stadt.

Und nun gestern! Da war Hermann Arendt jun. bei dem alten Felsing angetreten und hatte um Rose-Maries Hand geworben. Er hatte Rose-Marie im Honoratiorenverein kennen gelernt und sie sich sich vor allen hervorgetan. Er war ein ausgezeichneter Tänzer, und die meisten anderen Mädchen hätten sich beglückwünscht, wenn er ihnen seine Huld zugewandt hätte. Aber den Felsings war er aufs äußerste verhaßt. Und doch hatte Rose-Maries Vater gestern erklärt, daß er für seine Person gegen die Verbindung nichts einzuwenden habe — so etwa wie ein überführter Verbrecher auf jedes Rechtsmittel gegen seine Verurteilung verzichtet.

Heute abend sollte auch Rose-Marie Ja sagen.

Rose-Marie bebte. Hatte sie darum, als ihre Eltern ihr die Betätigung im Laden abschlugen, durchgesetzt, daß sie sich zur Lehrerin ausbilden durfte, hatte sie darum Tage und Nächte geopfert, immer studierend? Mußte sie diesen elenden, selbstbewußten Trottel heiraten? War das wirklich ihre Pflicht, wie die Mutter sagte?... Ach ja — es war ihre Pflicht. Und es war vielleicht noch das Beste. Alle sagten es außer dem Vater, und der Vater zuckte trübe die Achseln: „Meine arme, gute Rose-Marie!"

Sie war fest entschlossen, ihre

Sie schlug die Hände vor's Gesicht und weinte...

Pflicht zu tun. Aber einen hätte sie um ihr Leben gern noch gefragt. Den Onkel Rudolf, der ihr einst eine ganze neue Welt aufgetan hatte, der ihr von fernen Ländern und fernen Zeiten erzählt, der mit ihr von großer Männer Gedanken gesprochen. Wo war er? Drei Jahre lang hatten sie ihn nicht gesehen. Forschungsreisender war er geworden. In Chile und Brasilien suchten ihn ihre Gedanken.

Mit einem Male stand Rose-Marie auf dem Bahnhof.

Was sie dahingezogen hatte, sie wußte es nicht. Vielleicht die Erinnerung an sonnige Kinderjahre, in denen sie oft hinausgelaufen war, um einen Gruß der Welt zu erhaschen. An der Bahnsteigsperre lehnte sie und starrte ins Leere.

Da brauste der Abend-D-Zug in die Halle und machte auf zwei Minuten Halt. Ein paar Reisende stiegen aus und eilten fröstelnd dem Bahnhofsgebäude zu. Nur einer blieb noch vor einem Abteilfenster stehen und sprach angeregt mit einer Dame, die sich herausneigte. Dann pfiff die Maschine, der Fremde küßte die Hand seiner bisherigen Fahrtgenossin; die Räder begannen sich wieder zu drehen, und — Onkel Rudolf stand vor Rose-Marie.

Er erkannte sie erst gar nicht. Die drei Jahre der Trennung hatten sie sehr verändert; sie war nicht mehr das Kind, an das er gedacht hatte, wenn er ihr aus dem Urwald am Amazonenstrom geschrieben hatte. Aber dann dämmerte es ihm doch, und fast stürmisch zog er sie an seine Brust.

Rudolf war seinem Alter nach gar kein richtiger Onkel; er war ein Spätgeborener und zählte kaum dreiunddreißig Jahre alt. Aber die ohne Fehlhafte Herablassung hatte er immer vortrefflich zu üben verstanden.

Nachdem er Rose-Marie tüchtig abgedrückt und abgeküßt hatte, hielt er sie wie eine hübsche Statuette weit von sich und betrachtete sie genau.

„Welch ein Wunder, Mädel! Ich wollte euch überraschen, und nun stehst du da und überraschst mich. Aber ja, ich war die ganze Zeit her so vergnügt, jawohl, ich hab' es geahnt. Aber denk dir nur: Angst habe ich auch gehabt, zu dumm — wovor denn? Ich wollte eigentlich noch ein Jahr drüben bleiben, — mit einem Male raunte da mein Dämon: Gefahr im Verzuge. Woher wußtest du nur, daß ich komme?"

Rose-Marie schluchzte auf: „Ach, Onkel Rudolf!"

Da ließ er sie los und fragte ganz verdutzt: „Was ist denn passiert, Kleine? Ist jemand gestorben?"

„Schlimmer." — —

* * *

Sie schritten auf einem Umweg langsam nach der Wollstraße. Und Rose-Marie berichtete wahrheitsgetreu ihren großen Jammer. Der jugendliche Onkel ging schweigend neben ihr her und warf nur hier und da ein „Unglaublich" oder dergleichen dazwischen. Nur als er hörte, daß sein Herr Bruder dem Schwager seine Hilfe versagt hatte, brauste er heftig auf. Zum Schluß sagte er: „Liebes Kind, den Hermann Arendt jun., den heiratest du nicht, das versteht sich, das können deine Eltern nicht verlangen. Eine Ehe ohne Liebe — pfui Teufel. Du hast doch etwas gelernt, nicht wahr, und wenn du zur Beendigung deiner Studien Geld brauchst, dann bin ich da. Warum hast du mir nicht geschrieben, wie die Sachen

Onkel Rudolf selbst machte sich zum Verkünder seines Glückes.

stehen? Das war wirklich nicht nett von dir. Warum hast du kein Vertrauen zu deinem Onkel gehabt? Das war doch früher nicht so. Da haben mich die anderen ausgelacht mit meinen „sonderbaren" Ideen, aber du hast mich — na — bewundert, ja, ja, richtig bewundert. Weißt du, ich bin darauf sehr stolz gewesen. Ich glaube, ich habe dich geliebt, mehr als Vater und Mutter."

Geliebt. Rose-Marie durchrieselte es heiß. Aber dann dachte sie an die Dame im Abteil und lächelte bitter.

„Weißt du, Rose-Marie, wenn du geschrieben hättest, so und so — dann hätte ich auf der Stelle mein Kamu gewendet und wäre zu dir gerudert, durch Strom und Meer, ja, ja — du kennst mich nicht. Für meine Nichten tu ich alles."

Er lachte so laut und herzlich, daß die Schneeflocken, die eben zu fallen begonnen hatten, ganz verwirrt auseinanderstoben.

Da mußte auch Rose-Marie lachen.

„Du alter Junggeselle, Onkel. Du hattest mich ja ganz vergessen!"

„Hm", entgegnete der Forschungsreisende ganz betreten. „Vergessen? Nein, vergessen gewiß nicht. Immer habe ich an dich gedacht. Sonst"...

Da schwiegen sie beide.

* * *

Eine ganze Viertelstunde wanderten sie wortlos nebeneinander her. Dann fanden sie sich mit einem Mal im Felsingschen Wohnzimmer. Und waren beide sehr befangen. Rose-Marie saß ganz still am Klavier, und Onkel Rudolf besah sich angelegentlich den Weihnachtsbaum, der noch ungeputzt im Winkel stand. Es duftete stark nach dem harzigen Holz. Und in den beiden Herzen klang es wie Engelsstimmen.

„Sage mal, Onkel Rudolf", begann Rose-Marie endlich, „wer war denn die Dame im Zuge, mit der du so eifrig geplaudert hast?"

Da lachte der blonde Mann wieder hell auf und trat mit zwei schnellen Schritten ganz dicht zu Rose-Marie.

„Bist du eifersüchtig, Kleine? Darf ich alter Junggeselle glauben, daß du um meinetwillen eifersüchtig bist? Hast du mich alten Junggesellen etwa gar lieb, Rose-Marie?"

Sie schlug die Hände vors Gesicht und weinte: „Ich darf ja nicht!"

„O Gott, Rose-Marie! Du darfst, du sollst, du mußt. Wir haben es beide nicht gewußt — aber nun wissen wir es. Darum bist du zum Bahnhof gepilgert, darum habe ich mich so auf das alte Nest gefreut. Wir haben immer zusammengehalten, wir werden immer zusammenhalten, nicht wahr, mein Lieb, nicht wahr?"

Da ließ sie die Hände sinken, und er zog sie zu sich empor. Sie tauschten den ersten Kuß der Liebe...

* * *

Als abends Hermann Arendt jun. antrat in tadellosem Frack-Dreß, wurde ihm eröffnet, daß er leider zu spät komme. Onkel Rudolf selbst machte sich zum Verkünder seines Glücks und freute sich königlich über die sauersüße Gratulation der Konkurrenz, die hier zum erstenmal eine Niederlage erlitten hatte.

Weihnachtsgebräuche bei den Südslaven.

Von Gustav W. Geßmann.

Die Weihnachts-Gebräuche sind von Land zu Land verschieden. Sehr interessant sind die Gebräuche der Südslaven, von denen wir einiges berichten wollen. Unseren Christbaum ersetzen dort die sogenannten „Badnjaci", das heißt Weihnachtsklötze die aus plumpen eichenen oder buchenen Baumstrünken bestehen, die am Weihnachtsherd unter gewissen

Zeremonien verbrannt werden. Das Fällen der zu Weihnachtsklötzen bestimmten Buchen- oder Eichenstämme geschieht in der Regel in der letzten Woche vor Weihnacht oder auch am Weihnachtstage selbst von Hausleuten, welche der Hausvater eigens zu dieser Aufgabe bestimmt hat. Da nach dem Volksglauben der Südslaven die Bäume beseelt sind, müssen besondere Zeremonien beobachtet werden, um die „Sjenovitas", das heißt die Schatten oder Seelen der Bäume nicht zu beleidigen, sondern im Gegenteil sie dem Menschen wohlgesinnt zu machen. Es war gar nach diesem Glauben nicht der Baum eine Seele er ist nur immer schattig „Sjenovito", wie der Slave sagt, aber er könnte es doch sein, und da ist ein wenig mehr Artigkeit und Höflichkeit immer gut angebracht. In der Regel sollen nur alte und große Buchen oder Eichen „Schatten" besitzen, bei jüngeren Bäumen dieser Art hat also der Fäller nichts zu befürchten. Es könnte aber ausnahmsweise doch vorkommen, daß auch ein minder bejahrter Stamm „beseelt" sein, und dann müßte der betreffende Holzfäller seine Missetat mit dem Tod bezahlen, wenn er nicht sofort auf dem Stumpf des geschlagenen Baumes einer lebendigen Henne mit derselben Axt, die den Baum zu Fall brachte, den Kopf abhauen würde. Man sucht also zu Weihnachtsklötzen mit Vorliebe nicht zu alte Stämme aus. Die zur Fällung und Einbringung des Weihnachtsklotzes bestimmten Leute müssen schon vom Hause weg mit Handschuhen oder Fäustlingen versehen sein, die sie die ganze Zeit über während ihres Geschäftes nicht ablegen dürfen. Sind sie vor dem zum Schlagen bestimmten Baume angelangt, so wenden sie sich gegen Osten, bekreuzigen sich dreimal und legen dann erst die Axt an den Baum. Dieser muß so gefällt werden, daß er beim Niederbrechen gegen Osten zu stürzen kommt. Der erste Span, der beim Anhiebe vom Stamme fliegt, wird gar sorgsam aufgelesen und bewahrt. Er gehört der Hausfrau, die ihn während des kommenden Jahres unter die Rahmschüssel legt, damit stets viel und guter Rahm entstehe. Dem Baume muß aber von den Fällern ein „schöner, guter Morgen" gewünscht werden, auch muß man das Holz mit Gerste bestreuen, sonst ist das kommende Jahr unfruchtbar. Hierauf wird der Stamm, der so groß sein muß, daß drei bis fünf gehörige Strünke aus ihm geschnitten werden können, auf den Ochsenwagen gelegt und heimgeführt, auch muß er nach Dämmerung vor dem Hause eintreffen. Die Hausfrau steht vor der Haustür und späht nach dem Wagen aus, der den „Badnjaci" bringen soll. Sowie sie seiner von ferne ansichtig wird, eilt sie ins Haus, um die „Sinija", d. i. den kleinen Speisetisch, dann die Kessel, die Feuerschaufel und endlich die Eßtöpfe zu verstecken. Die dürfen erst wieder zum Vorschein kommen, wenn die Klötze auf dem Feuer knistern. Gegen Mitternacht wird dann der Strunk ins Haus gebracht, auf dessen Schwelle ihn der Hausvater empfängt. Den um ihn versammelten Hausgenossen wünscht er zugleich „Guten Morgen und einen fröhlichen Christtag", nimmt von diesen den nämlichen Gegenwunsch entgegen und wird dabei gleichzeitig mit Gerste oder Hafer überschüttet. Diese Zeremonie wiederholt sich dreimal hintereinander. Wenn der Weihnachtsklotz aber bereits vor Abend ins Haus eingebracht wurde, so lehnt man die aus ihm gemachten drei Scheiter an die östliche Hauswand und bekränzt sie mit Efeugirlanden, die so lange darauf bleiben, bis die Klötze auf den Weihnachtsherd gebracht werden. Oft auch schleppt der handschuhbewehrte Hausherr um Mitternacht das größte Stück mittels einer umgewundenen Kette unter lautem Rufen ins Zimmer zum Herd.

Selbstredend wird an diesem Tage

auch festlich geschmaust, und es darf weder der Festbraten, noch der Festkuchen auf dem Tische fehlen. Der Besucher, der sich hierzu einfindet, wird bei seinem Eintritt ins Haus in der Regel aus einem Siebe mit Getreide beschüttet, worauf man in das Sieb drei mit Gold- und Silberfäden umwickelte Kerzen kreuzweise einlegt. Diese dürfen erst vor Beginn des Festmahles vom Hausherrn angezündet werden und müssen während der ganzen Dauer des Schmauses brennen. Nach der Mahlzeit löscht sie der Hausherr mit einem in Wein getauchten Stück Hausbrot aus.

Einer besonderen Würdigung erfreut sich an diesem Festtage der Schafstirt des Hauses. Sowie die Dämmerung anbricht, wird er vor dem Haustore beim Eintreiben der Herde von der gesamten Bewohnerschaft des Hauses erwartet. Der Hausvater hält dabei eine mit Gerste gefüllte Schale, in der eine brennende Kerze steckt, in der Hand. Die Hausmutter reicht ihm mit der einen Hand ein Glas Wein auf einem Kuchen dar, während sie in der andern Hand eine Kerze hält. Jedes Kind des Hauses trägt gleichfalls eine brennende Kerze. Unter die Hausschwelle wird zumeist eine Hacke, zu beiden Seiten des Tores aber je ein Teil einer gespaltenen Bleikugel gelegt. Sowie der Hirt erscheint, begrüßt er die Versammelten, insbesondere aber den Hausvater mit den Worten: „Guten Abend, Hausvater! Mögen dir der heutige Weihnachtsabend, der morgige Christtag und alle übrigen Feiertage glücklich sein." Nun überschüttet ihn der Hausvater mit Getreide und entgegnet ihm: „Gut sei dein Glück!" Die Hausmutter reicht ihm den Kuchen, wovon er ein Stück abbeißt, während er den Rest in die Gerste des Hausvaters wirft. Vom angebotenen Weine nippt er dreimal und besprengt ebenso oft die seiner Hut anvertrauten Schafe damit. Erst dann werden Hirt und Herde in den Hof des Hauses eingelassen, wobei sie bis zum Stall eine Spalier kerzentragender Hausleute zu passieren haben und mit auf einer Pflugschar angezündetem Weihrauch geräuchert werden. Diese Pflugschar muß dann bis zum nächsten Jahr unter der Hausschwelle aufbewahrt werden und darf keinem profanen Zwecke dienen. Der Hirt muß nun auf einem mit Stroh gefüllten Sack Platz nehmen und darf bis zum Abendessen kein Wort sprechen. An diesem Abend, sowie an den folgenden Festtagen wird aber er, der sonst Geringgeschätzte, mit besonderer Hochschätzung behandelt, und keiner vom Hausgesinde darf es wagen, ihm ein böses Wort zu sagen oder sonst seinen Unwillen zu erregen.

Am Christmorgen müssen Festbraten und Weihnachtskuchen schon vor Tagesanbruch fertig zubereitet sein. Da begeben sich sämtliche Hausinsassen mit Ausnahme der in der Küche beschäftigten zur Kirche, worauf schwarzer Kaffee mit Schnaps genossen wird. Dann werden Wachskerzen angefertigt und rings um den mittlerweile wieder hervorgeholten Eßtisch aufgestellt. Auf dem Tisch selbst befinden sich ein Gefäß mit Gerste, ein Glas Wein und ein Stück jener Eisenzweige, mit denen am Vorabend die Weihnachtsklötze umwunden waren. Der Hausvater zündet als erster seine Kerze an, und seinem Beispiel folgen dann die übrigen Anwesenden. Sobald dies geschehen ist, küßt der Hausvater seine Frau und jedes seiner Kinder dreimal auf die

Stirn und ruft den Gottesfrieden aus, indem er feierlich sagt: „Gottesfriede sei mit euch! Christus ist geboren! Neigen wir uns vor Gott und seinem Sohne!"

Der Weihnachtsbaum.

Juchheissassa, juchheissassa,
Er wird jetzt heimgebracht:
Der Christbaum, der Tannenbaum,
Der alles lustig macht!

Du armer, armer Tannenbaum,
Wie war dir draußen weh',
Du streckest deine Arme aus
Und trugst doch nichts als Schnee!

So sag' uns doch, du schmucker Baum,
Was wirst du morgen tragen.
Hoho! so darf man Narren wohl,
Doch keinen Christbaum fragen.

„Man ißt, um zu sterben".

Das alte Sprichwort: „Man lebt nicht, um zu essen, sondern man ißt, um zu leben," ist längst nicht mehr wahr. Richtiger müßte es heißen: „Man ißt, um zu sterben"; denn alles, was man ißt und trinkt, ist Gift, und die geringste Betätigung unserer Organe muß ein katastrophales Ende herbeiführen. Wenigstens ist das das Ergebnis einer Umfrage, die der „Daily Mirror" bei einer Anzahl englischer Koryphäen der Wissenschaft veranstaltet hat. Aus den Antworten der Gelehrten geht folgendes hervor:

Tee ist ein furchtbares Alkaloid, das chronische Dispepsie unter den schwersten Formen hervorruft und schädigend auf das Nervensystem wirkt. Kaffee bringt dieselben Wirkungen hervor wie Tee, beeinflußt das Nervensystem aber noch weit ungünstiger. Alkohol im allgemeinen, selbst in geringer Menge genossen, ist ein narkotisches Gift, dessen Besonderheit es ist, schwere Schädigungen der Verdauungsorgane hervorzurufen. Bier verursacht Gicht, Rheuma, Rotwein Verstopfung, Weißwein Lebberbeschwerden. Wasser ist in jeder Beziehung gefährlich sowohl wegen seiner Unreinlichkeiten, Krankheitskeime als auch wegen der Mineralsalze, die es gelöst enthält, und die Nierenkrankheiten verursachen. Milch ist der furchtbarste aller bekannten Stoffe, durch die allerlei tötlichen Keime, wie Tuberkulose, Typhus und Scharlach, verbreitet werden. Obst verursacht Diarrhöe und ist mit tausend schädlichen Bakterien bedeckt. Stärke, wie sie in Getreide, Reis und Kartoffeln enthalten ist, ist die Quelle aller Uebel. Der Mensch kommt ohne jedes Organ zur Welt, das imstande wäre, Stärke zu verdauen, oder sonst in sich aufzunehmen. Zucker ist die Ursache der Zuckerkrankheit und trägt häufig Schuld an Gicht und Rheumatismus. Zucker verdirbt außerdem die Zähne und beeinträchtigt dadurch die Verdauung. Fleisch überhitzt das Blutsystem, entzündet alle Schleimhäute, verhindert die normale Funktion der Poren, belastet die Leber, verursacht unreine Haut und andere Krankheiten. Fische sind die Träger der Lepradkeime, Muscheln und Mollusken vergiften durch die in ihnen enthaltenen Ptomaine. Gemüse sind im gekochtem Zustande nichts anderes als eine unverdauliche Masse von Zellulose, deren Vertilgung schwere gastrische Symptome zur Folge hat, ungekocht weisen sie dieselben Eigenschaften auf, gehen außerdem während des Verdauungsprozesses leicht in Verwesung über. Eier sind unverdaulich, Gewürze ausgesprochene Gifte.

Nachdem man jetzt weiß, was man nicht essen soll, erübrigt nur noch die Feststellung, was man nicht tun soll. Schläft man bei offenem Fenster, so riskiert man eine tötliche Erkältung. Lüftet man des Nachts nicht, dann läuft man Gefahr, infolge des Ueberschusses an Kohlensäure und Stickstoff zu ersticken. Ißt man zuviel, dann überladet man den Magen, ißt man zu wenig, dann leiden darunter die allgemeinen Kräfte. Warme Kleidung erschlafft und entnervt den Körper, dünne Kleider verursachen Lungenentzündung und Rheumatismus. Warme Bäder verlangsamen die Blutzirkulation und schwächen das Nervensystem, kalte können sofortigen Schlaganfall herbeiführen, und setzen das Herz und die Blutzirkulation übermäßiger Spannung aus. Viel Waschen stört die Funktion der Gewebe, wenig Waschen erschwert die Atmungstätigkeit der Haut. Mehr als fünfstündiger Schlaf verkürzt das Leben, trotzdem ist es richtig, daß reichlicher Schlaf die erschlafften Lebenskräfte wiederherstellt. Weinen, Gähnen, Niesen, alles das ist schädlich. Ueberhaupt ist alles schädlich, und wunderbar ist nur, daß sich der unglückselige Mensch bei alledem noch so verhältnismäßig wohl befindet und beharrlich die Mutter Erde für die schönste und beste aller Welten erklärt.

Taubstumme auf der Erde.

Auf der ganzen Erde kommen auf die Million Bewohner 700 Taubstumme, auf Europa allein demnach 200,000 Taubstumme. In den Gebirgsgegenden, wie in der Schweiz und in Savoyen, ist das Verhältnis viel stärker; im Kanton Bern zum Beispiel trifft ein Taubstummer auf 195 Bewohner, auf eine Million Bewohner würden also 5128 Taubstumme kommen. In den gebirgigen Teilen Englands ist das Verhältnis ziemlich dasselbe, in Schottland kommt zum Beispiel ein Taubstummer auf 196 Bewohner. In Großbritannien zusammengenommen kommt 1 auf 1660, in Irland 1 auf 1380 Bewohner. Nach einer Schätzung von 1851 befanden sich in Großbritannien 12,553 Taubstumme (6884 männlichen, 5669 weiblichen Geschlechts); das Verhältnis der Taubstummen hat sich in den letzten zwanzig Jahren aber noch gesteigert. Eigentümlich ist es, daß die Zahl der männlichen Taubstummen durchgängig auf der ganzen Erde die der weiblichen bedeutend überwiegt.